

Einführung

Es gibt Hochzeitspaare, die ihr großes Fest weit über ein Jahr im Voraus zu planen beginnen. Die Aufregung nimmt mit jeder Woche zu, mit der die Trauung näher rückt. Schließlich will man sich, den Familien, Freunden und Freundinnen das eigene Glück zeigen. Das Brautpaar will den Eltern, der Familie, Weggefährtinnen und -gefährten, nicht selten auch den Ex-Freunden sowie Arbeitskolleginnen und vielen weiteren Leuten ihre Liebe und Zusammengehörigkeit öffentlich mitteilen. Dabei versucht das Paar sich selbst so schön wie möglich ins Licht zu setzen oder beabsichtigt dies jedenfalls. Dies ist die eine Seite, die anhand heute gefeierter Hochzeiten sichtbar wird. Die andere Seite ist, dass die Trauung ein Fest ist, mit dem ein Paar seine Vernetzung in vielfältige Beziehungen feiert: Das Fest der Trauung macht ihr Netzwerk sichtbar.

In den vergangenen Jahren sind nur wenige praktisch-theologische Angebote zur Deutung der Trauung gemacht worden. Besondere Aufmerksamkeit haben in der Fachdiskussion zwei Ansätze erhalten, die die Bedeutung des Segens für die Trauung herausstellen (Wagner-Rau, Segensraum, 2013) oder sie als Fest der Liebe (Gräb, Deutung, 2006) verstehen. Innovativ wirkte außerdem die Herausarbeitung der Bedeutung des Versprechens für die Trauliturgie (Fopp, Brennpunkt, 2009). Hier wird nun an diese Ansätze angeschlossen, zugleich aber daran gearbeitet, dass die kulturellen und kommunikativen Seiten des Kasus Trauung noch intensiver als bislang in den Fokus kommen. Die Trauung ist ein Ereignis vielfältiger religiöser Kommunikationen, die miteinander vernetzt sind. Die Trauung ist ferner ein Ereignis, das in einer mediatisierten Lebenswelt gefeiert wird. Es gibt demnach viele verschiedene Sinnhorizonte, die sich in medialen Kommunikationen zeigen, die anlässlich von ihr geführt werden. Insofern scheint es eher kontraproduktiv zu sein, eine eindeutige Sinngebung wie etwa *Die Trauung ist ...* formulieren zu wollen. Und dies hat mit dem zuerst genannten Aspekt zu tun: Es wird deutlich werden, wie schwierig und zugleich wichtig es ist, von einem homogenen Bild *der Trauung* in praktisch-theologischen Erwägungen wie in religiöser Praxis Abschied zu nehmen. Ältere Reflexionen zum Fest der Trauung, die man bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts datieren kann, und auch die zu ihr gehörige Praxis entstammen einer Tradition und Lebenswelt, die wesentlich homogener war oder zumindest erschien, als es heutzutage der Fall ist. Immer häufiger gehören Brautpaare nicht mehr einer Konfession oder einer Religion an. Wir leben in einer religionspluralen Gesellschaft. Insofern ist eine zeitgenössische theologische Reflexion der Trauung dazu herausgefordert, sich auf religiöse Diversität einzustellen. Auch der Bereich sexueller Orientierungen und der zunehmend innerhalb Kirche und Theologie diskutierte Bereich von

Inklusionsprozessen von Personen, die mit Behinderungen leben, werfen Fragen an theologische Orientierungen und religiöse Praxisvollzüge auf. Kasualtheoretischen Reflexionen ist durch gesellschaftliche Prozesse der Ausdifferenzierung von Lebensformen wie zusätzlich der Mediatisierung von Lebenswelten aufgegeben, ihre theologischen Grundmuster zu überdenken und zu klären.

Zu diesen Grundmustern theologischer Reflexionen der Trauung gehört das Verständnis von Liebe innerhalb der Paarliebe, zugleich aber auch das Verständnis der Liebe Gottes zur Welt, wie sie gemäß des christlichen Bekenntnisses in Jesus Christus offenbar geworden ist. So gilt die christliche Religion nicht umsonst als Religion der Liebe. Innerhalb der Trias Glaube, Liebe und Hoffnung wird sie als die Höchste gepriesen (1 Kor 13,13). Sie ist ein reich kommuniziertes Synonym für Gott: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe ist, der ist in Gott und Gott in ihm.“ (1 Joh 4). Das Soziologen-Ehepaar Elisabeth Beck-Gernsheim und Ulrich Beck hat, dieser Hochschätzung der Liebe in der christlichen Religion folgend, sie selbst als die moderne Nach-Religion bezeichnet (Beck/Beck-Gernsheim, Chaos, 1990). Die christlichen Theologien und auch weitere außerchristliche Theologien bieten demgegenüber zwar ein breiteres Spektrum zu ihrer Deutung an. Doch wenn es um die Trauung geht, ist dieser weite Horizont zumeist nicht sichtbar. Dann erscheint es so, als ob innerhalb christlicher Theologien und insbesondere innerhalb von religiösen Argumentationen das Paradigma der Liebe vor allem in der Beziehung zwischen Gott Vater und Sohn gefunden wird. In theologischen Argumentationen werden infolgedessen häufig christologische Grundmuster aufgegriffen. Davon aber bleiben christliche Deutungen moderner Lebensformen, insbesondere der Ehe, nicht unberührt. Die Ehe erhält erst in christologischer Perspektive sakramentale Würde, weil sie in Analogie zur Liebe Gottes zu Jesus Christus gesehen wird. Diese Analogie ist der Grund, auf dem die Rede von dem Bund der Ehe zu sehen ist. Zugleich ist klar, dass – obwohl die Rede vom Bund der Ehe vielfach weiterhin verbreitet ist – der sakramentale Deutungszusammenhang in evangelischer Tradition nicht ungebrochen anerkannt ist. Noch eindeutiger gesagt: Er ist unterbrochen und aufgebrochen worden. Der Lebensform Ehe wird seit der reformatorischen Zeit kein Sakramentsstatus mehr zuerkannt. Die Trauung ist seither ein Gottesdienst anlässlich einer Eheschließung; die Dimension des Sakramentalen kommt ihr nicht zu. Es liegt nahe, zu fragen, ob diese Entsakramentalisierung dazu beigetragen hat, dass die Trauung kein besonders reich reflektierter Gegenstand innerhalb evangelischer Theologien geworden ist. Aber selbst wenn hier ein Grund dafür läge, wäre dieser nicht hinreichend, um weiterhin ebenso zu verfahren. Denn gesellschaftlich und sozial wird die Paarliebe hochgeschätzt, die Debatte um Familie und Lebensformen ist für die Zukunft einer Gesellschaft von überaus hoher Bedeutung. Zu beidem können evangelische

Theologie und Praxis einen gewichtigen Beitrag leisten. Die Trauung ist insofern als ein Fest des Glaubens zu deuten, als dass das Paar zwar gemeinsam, aber doch je einzeln vor dem Traualtar steht. Genau diese Sichtweise für eine Trautheologie zu stärken, ist eine notwendige Herausforderung, die es anzunehmen gilt, wenn man davon überzeugt ist, dass die Ehe kein Sakrament ist. Daneben stellt sich dann als weitere Aufgabe für eine theologische Deutung der Trauung, dass der Trausegen von religiösen Überhöhungen entlastet wird. Sie führen regelmäßig zu einer Überdehnung des Zuspruchs, der mit dem Segen verbunden ist. So kann das Segensritual angesichts dessen, was im Leben über ein Paar hereinbrechen kann, leicht unglaubwürdig werden.

Wie bereits gesagt, ist die Hochzeit zugleich ein Fest, das mit vielen Bräuchen, Sitten, eben mit Folklore verbunden ist. Für seine Gestaltung wird auf Vorlagen zurückgegriffen: auf Filme, Bücher, auf vielfältige kulturelle Produktionen; unter anderem sind die Sinnbilder, die Märchen von der Hochzeit liefern, hier präsent. Wenn man den Begriff der Folklore nicht nur abwertend als Verkitschung von religiösen Ritualen versteht, sondern mit ihm kulturelle Praxen verbindet, die immer auch etwas von konkreten Lebenswelten widerspiegeln, dann kann Folklore theologisch äußerst interessant werden. Denn die Bräuche und Sitten geben Auskunft über die Weltansichten derer, die sie ausführen. Sie liefern Impulse für ein vertieftes Verständnis von Lebensformen, Liebesbeziehungen, Trauliturgien und Trauansprachen. Erst wenn man sie zumindest einmal wahrgenommen und auf ihren Sinn hin befragt hat, kann es gelingen, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in Kontakt mit den Deutungen für die Trauung kommen, die in der Theologie der Brautleute, oder anders ausgedrückt, in der reflektierten Religiosität der Brautleute und ihrer Hochzeitsgesellschaften liegen. Deshalb muss man längst nicht alles, was innerhalb von Traueremonien gefeiert wird, als Pfarrerin oder Pfarrer gutheißen. Man wird aber, so ist meine These, Ressourcen der eigenen Tradition nur dann neu zur Geltung bringen können, wenn man die folkloristische Seite der Trauung ernstnimmt. Mit der Vokabel *Folklore* ist hierbei mehr gemeint als bunte Röcke und Trachtenjacken; sie beschreibt ein weitverzweigtes kulturelles Feld inklusive unzähliger Phänomene populärer Kultur.

Die kirchliche Trauung ist beides zugleich: Fest des Glaubens *und* Folklore. Und noch mehr: Es ist die leitende These dieser kulturhermeneutisch orientierten Auslegung der Trauung, dass Glaube immer nur in kulturellen Praxen zugänglich wird. So gesehen sind die folkloristischen Sitten und Gebräuche und darüber hinaus auch ihre medialen Inszenierungen zentrale Gegenstände einer (Praktischen) Theologie, die sich für die gelebte Liebe in Partnerschaften interessiert.

Zwei dieser Phänomene sollen einleitend schon benannt werden, denn sie eröffnen auch theologisch einen interessanten Horizont zur Deutung der Trauung. Erstens ist das weltweit verbreitete Ritual der Liebesschlösser inte-

ressant: Seit Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts hängen zigtausende, insbesondere junge Leute Liebesschlösser an Brückengeländern auf. Liebesschlösser sind kleine Vorhängeschlösser, die zum Symbol der Einheit eines Paares geworden sind. Zugleich ist das Wort Liebesschloss im Deutschen doppeldeutig: Es ruft Assoziationen zu Traum- und Märchenschlössern auf. In Deutschland ist der bekannteste Ort die Hohenzollernbrücke in Köln. Seit ca. zwei Jahrzehnten haben sich dort mehr als 40.000 Schlösser angesammelt. Über Deutschland und Europa hinaus findet man dieses neue Ritual nahezu rund um den Erdball; in Russland, in Korea, China und anderswo sind die Schlösser beliebt. Die Liebespaare lassen auf die Schlösser ein Datum und ihre beiden Namen eingravieren. Im Internet gibt es viele Anbieter für diesen Service. Haben die Paare das Schloss an einem Brückengeländer festgemacht, geben sie sich ein Versprechen. Sie versprechen einander ihre Liebe und Treue und werfen dann den Schlüssel des Schlosses in den Fluss. In vielen Fällen wird das kleine Ritual von Freundinnen und Freunden fotografiert und innerhalb eines sozialen Netzwerks veröffentlicht. Liebesbrücken sind weltweit zur Touristenattraktion geworden.

Zweitens: Seit über zwanzig Jahren läuft im deutschen Fernsehen die beliebte Vorabendserie *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* (Produktion Guido Reinhardt/Rainer Wemcken, Beginn 1994). Die Titelgebung lehnt sich an das Trauversprechen an, wie es im Gottesdienst anlässlich einer Eheschließung gegeben wird. Die Brautleute versprechen sich *in guten wie in schlechten Zeiten* beieinander zu bleiben; die Soap entfaltet nun genau zu diesem Thema Beziehungsgeschichten: Liebe, Treue und Untreue, Heiratswünsche und ihre Enttäuschungen, Trennungen und Wiederbegegnungen bilden den Stoff, aus dem die Serie in bislang 6000 Folgen konstruiert wird. Auch in der Praktischen Theologie wird seit einiger Zeit darüber nachgedacht, ob das Trauversprechen nicht theologisch höher zu schätzen ist, als es gemeinhin der Fall ist. Häufig wird zwar der Segen als der Höhepunkt der Trauliturgie bezeichnet. Wer sich in das Szenario einer Trauung hineinbegibt, kann allerdings leicht bemerken, dass der Augenblick des Trauversprechens von der Gemeinde zumindest auch als ein Höhepunkt wahrgenommen wird. Meistens hört man die Stimmen der Brautleute im Gottesdienst nur einmal; nämlich genau während dieses Sprechaktes. Da ist es in der Gemeinde sehr still, gespannte Aufmerksamkeit ist überall zu spüren. Es scheint so, als ob dieser Augenblick vielen Menschen heilig ist. Wahrscheinlich liegt dies auch daran, weil alle wissen, dass das, was jetzt vor dem Altar zwischen zwei Menschen geschieht, von diesen selbst nicht gänzlich verbürgt werden kann. Das Versprechen geht über sie hinaus. Wer einander verspricht, der hofft auf mehr, auf eine gemeinsame Zukunft, einen Ort, an dem es sich gemeinsam leben lässt. Diese Situation, die voller Hoffnungen ist, greift auch der Akt des Segnens auf. Was in ihm geschieht, kann als Bitte darum verstanden werden, dass das Versprechen des Paares sozusagen auf das Wohlwollen Gottes trifft: *Gott segne und behüte*

Euch auf allen Euren Wegen. Auch hier geht alles menschliche Bitten und Segnen über das hinaus, was es selbst verbürgen kann. Doch im Unterschied zu dem, was Menschen einander zu versprechen vermögen, wird in der Bitte um den Segen Gottes noch deutlicher, wie sehr das gelingende Zusammenleben eines Paares durch Mächte und Gewalten beeinflusst ist, über die sie selbst nicht souverän sind.

Angesichts dieser theologischen Grundmuster zur Deutung der evangelischen Trauung überrascht es nicht, wenn Pfarrerinnen und Pfarrer die Trauung als ein Sorgenkind bezeichnen. Dabei ist der Eindruck leitend, dass die Art und Weise, wie Brautpaare (sich auf) ihr Hochzeitsfest vorbereiten, weitab davon führt, was mit der Trauung gemeint sein kann. Das Thema Kontingenz scheint, wenn überhaupt, anders angefasst zu werden als innerhalb kirchlicher Praxis üblich. Dies zeigt sich auch in der Organisation der Hochzeitsfeste, deren Dramaturgie z. B. mit Wedding-Planner entwickelt und exakt durchgeführt werden. Zudem wird immer klarer, dass Kirche und Theologie nicht mehr (allein) das Feld bestellen. Die kirchliche Trauung ist ein Mosaikstein, den jene zum Hochzeit-Event beitragen, nicht mehr. Bereits seit vielen Jahrzehnten trifft man bei Pfarrpersonen die Haltung an, man sei als Pfarrer ja nur derjenige, der Feierlichkeit und fromme Wünsche bringe, aber eigentlich keine substantielle geistliche Rolle habe. Außerdem dürfte zur mangelnden kirchlichen Freude am Kasus beitragen, dass unter Pfarrerinnen und Pfarrern nicht wenige eine Trennung oder Scheidung hinter sich und das Zerbrechen des Ideals einer lebenslangen Ehe erlitten haben. Liebe, Lebensformen und die Trauung sind für viele Pfarrpersonen keineswegs nur erfreuliche Themen. Sie rufen, wie auch bei anderen Menschen, fragile Lebensverhältnisse und schwierige Lebenserfahrungen in Erinnerung. Zugleich ist in vielen öffentlichen und privaten Gesprächen über Eheschließungen und Trauungen der Zweifel an dem Sinn einer Hochzeit bzw. einer kirchlichen Trauung präsent: Ist das nicht alles übertrieben, gerade heute, wo so viele Paare, die vor dem Altar gestanden haben, sich auch wieder trennen? Das Sprichwort *Versprochen ist versprochen und wird auch nicht gebrochen* kursiert noch häufig unter Kindern. Doch was gilt ein Versprechen unter Erwachsenen?

Der Blick auf einen Sonderfall einer Trauung kann im Gegenüber dazu durchaus Aufmerksamkeit erregen. Bereits vor einigen Jahren wurde so in der *Arche Noah* im Gemeindezentrum der Kirchengemeinde Halstenbek-Krupunder in der ehemaligen Nordelbischen Kirche ein Brautpaar während des Gemeindegottesdienstes eingesegnet. In Anbetracht der immer häufiger von Hochzeitsplanern durchgestylten Trauungen motiviert dieses zugegebenermaßen singuläre und dabei irgendwie unaufgeregt klingende Beispiel zu der Annahme, man hätte hier vielleicht einen Fall von *best practice* vor Augen. Allerdings ist wahrscheinlich vergeblich darauf zu warten, dass diese Variante der Trauung Schule macht. Auch wenn sie die Trauung vielmehr als ein Fest des Glaubens markiert, als dies in manchen Fällen einer groß ausgestatteten

Hochzeit und kirchlichen Trauung zu sein scheint, stellt die Trauung im Sonntagsgottesdienst diesen Kasus dann doch auf eine Zerreißprobe und verschenkt die produktive Spannung, in der Glaube und Folklore zueinander stehen. Beachtenswert ist außerdem, dass sich in all diesen Ambivalenzen feststellen lässt, dass Eheschließungen und Trauungen nicht mehr in dem Maße abnehmen, wie dies noch vor zwanzig Jahren der Fall war. Ihre Zahlen erreichen ein mehr oder weniger stabiles Niveau. Es gibt also weiterhin einen Bedarf, die Praxis und Theorie kirchlicher Trauung zu überdenken. Hierfür werden, dies ist das Ziel des Buches, Wahrnehmungen und Konzepte gebraucht, die sie aus dem kirchlichen Status des Sorgenkindes herausholen. Ferner wird es darum gehen, sich von den Aktivitäten beeindruckt zu lassen, die Brautleute sowie ihre Festgesellschaften anregen. Das Ziel dürfte sein, sich dazu motivieren zu lassen, ein Teil der Netzwerke zu werden, die ein Fest der Liebe feiern wollen. Dies heißt längst nicht, eigene Traditionen einfach aufzugeben oder *Verkündigung light* praktizieren zu müssen. Die vorliegenden Studien sollen in diesem Sinne vielmehr zeigen, welche Möglichkeiten sich in Zeiten kultureller Diversität und in Räumen mediatisierter Welten für gehaltvolle religiöse Kommunikationen bieten. Sie sind in der Absicht verfasst, dass Studierende der Ev. Theologie sowie Pfarrerinnen und Pfarrer Impulse zur Reflexion der kirchlichen Trauung in Theorie und Praxis erhalten. Ein Feedback ist erwünscht.

Würzburg im Februar 2017

Ilona Nord

1 Die kirchliche Trauung als Sorgenkind der Kasualtheorie und -praxis: Acht Thesen

Seit fast zwanzig Jahren gilt die Trauung als Sorgenkind oder noch deutlicher als „das größte Problemkind der Kasualtheorie“ (Prößdorf, Trauung, 2002, 55). Aus der systemischen Seelsorge ist bekannt, dass Problem- oder auch Sorgenkinder von ihrem Stigma befreit werden können, wenn der Blick sich weitet, wenn neue Aspekte in der Wahrnehmung einer Person ins Spiel kommen. Oder anders gesagt: Wenn Sorgenkinder in ihren Familienbeziehungen gesehen werden, zeigt sich plötzlich, dass sie selbst höchstens *ein* Teil eines vielschichtigen Problems sind.

Nun ist es sicher schwierig, komplexe Zusammenhänge, wie die von Trauung und Lebensformen sowie ihren kulturellen und religiösen Symbolisierungen, zu personalisieren und auf diesem Weg zu Lösungsmustern für eine bessere Zukunft zu gelangen. Diese Analogie hat ihre Grenzen. Doch innerhalb dieser Grenzen liefert sie einen Impuls für eine veränderte Betrachtungsweise der Trauung und auch der Ehe. In diesem Sinne werde ich im Folgenden Kernthemen aus der kasualtheoretischen Diskussion um Lebensformen, Ehe und Trauung aufgreifen und sie daraufhin befragen, welches Defizit gesehen wird und ob es möglich ist, den Blick auf die Ehe und das Fest der Trauung weg von der Defizit- hin zu einer Ressourcenorientierung im Kontext der Lebensformendiskussion zu verändern.

1.1 Dass Eheschließungen und Trauungen kontinuierlich abnehmen, ist praktisch-theologisch nicht als Verfallsgeschichte moderner Sozialformen zu sehen, sondern als Kennzeichen für kommunikative Schwierigkeiten im Umgang mit dem Wandel von Lebensformen innerhalb einer hochmodernen Gesellschaft.

Es lässt sich statistisch nachweisen, dass in Deutschland seit Jahrzehnten die Zahl der Eheschließungen und noch mehr als diese die Zahl der kirchlichen Trauungen abgenommen hat. Eine Statistik der kirchenkritischen *Forschungsgruppe Weltanschauungen in Deutschland* belegt für den Zeitraum der Jahre von 1953 bis 2008, dass Paare, die ihre Eheschließung bis zum Jahr 1970 vornahmen, sich zu 80% auch kirchlich trauen ließen (vgl. www.fowid.de). Ab Mitte der 70er Jahre ist ein kontinuierlicher Rückgang von Eheschließungen sowie Trauungen dokumentiert worden. Im Jahre 2008 waren 27% der geschlossenen Ehen auch kirchlich getraut worden, 14% waren evangelisch und 13% katholisch. Dies bedeutet, dass sich nur noch ca. jedes vierte Ehepaar hat kirchlich trauen lassen. Gegenwärtig sieht es danach aus, als ob sich die Zahlen auf einem geringen Niveau einpendeln und nicht weiter abnehmen, sondern möglicherweise sogar ein geringer Zuwachs zu verzeichnen sein könnte.

Registriert werden außerdem nicht die Trauungen, die fern der großen Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften außerhalb des Christentums gefeiert werden, wie etwa in freikirchlichen Gottesdiensten und in sogenannten Freien Trauungen, für die keine Eheschließung nötig ist. Doch festzuhalten ist auch, dass im Jahr 2013 für noch 23,8% aller geschlossenen Ehen gilt, dass auch eine kirchliche Trauung vollzogen wurde. Aus kirchlicher Perspektive wird diese Tendenz durchaus wahrgenommen. Bereits in der vierten Mitgliedschaftsstudie der Evangelischen Kirche in Deutschland aus dem Jahre 2006 wurde offensiv mit der Entwicklung umgegangen. Die Befragten sollten zu folgender These Stellung beziehen: „Die formelle Eheschließung ist, auch wenn Kinder da sind, nicht nötig.“ Es votierten mit Ja hierzu 24% der befragten Evangelischen in Westdeutschland; 21% der befragten Evangelischen in Ostdeutschland; 43% der befragten Konfessionslosen in Westdeutschland und 41% der befragten Konfessionslosen in Ostdeutschland (vgl. Huber, Vielfalt/KMU IV, 2006, 472). Es wird deutlich, dass auch Kirchenmitglieder die Eheschließung für nicht obligatorisch halten, wenn es um eine Familiengründung geht.

Blickt man nun in die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD (vgl. Bedford-Strohm/Jung, Vernetzte Vielfalt, 2014, 513f.), haben sich die Befragungsmodule leider so verändert, dass man keine direkt vergleichbaren Zahlen mehr auffindet. Dennoch ist überraschenderweise zur Kenntnis zu nehmen, dass 89,6% der Befragten evangelischen Kirchenmitglieder auf die Frage, ob sie sich haben trauen lassen oder ihre Partnerschaft haben segnen lassen, mit *Ja* antworten. Ebenso wird deutlich, dass es einen sehr starken Wunsch nach einer kirchlichen Trauung unter den befragten Kirchenmitgliedern gibt. Die Frage, „Angenommen, Sie würden (wieder) heiraten: Haben Sie vor, sich einmal (wieder) kirchlich trauen zu lassen?“ (ebenda), bejahen 83,1%. Im Gegensatz zu dem Wunsch, sich trauen bzw. segnen zu lassen, stehen ganz offensichtlich die Zahlen derer, die sich tatsächlich haben trauen und segnen lassen. Dieser Befund stärkt die Hypothese, dass man nicht ganz so schnell mit einer Enttraditionalisierungsthese bei der Hand sein sollte, wenn es um die Zukunft der Trauung bzw. um die Prognose geht, dass sie aus der kirchlichen Praxis verschwinden wird. Es legen sich im Bereich der Kirchensoziologie hiermit vielmehr empirische Forschungen nahe. Leitfragen könnten sein: Welche Beweggründe bringen Kirchenmitglieder, die eine Ehe schließen, dazu, nicht getraut werden zu wollen? Warum entscheiden sich evangelische Kirchenmitglieder, die in einer festen Partnerschaft leben, dafür, keine Ehe zu führen? Wie nehmen sie den Gottesdienst anlässlich einer Eheschließung wahr? Ziehen sie eine Trauung für sich in Betracht oder kommt eine solche z. B. aus sozialen Gründen nicht in Frage? Gründe hierfür könnten im finanziellen Aufwand, in familiären Konflikten oder in unterschiedlichen Einstellungen zu Religiosität liegen. Auch ist zu überprüfen, ob die übliche Gestaltung des Rituals dem Lebensstil entspricht.

Schließlich könnte man daran anschließend fragen, ob es einen Bedarf für weitere, andere kirchliche Rituale zur Begleitung ihrer Partnerschaft gibt oder nicht. Darüber hinaus sollte es auch um die Erforschung der Motive für den oben genannten starken Wunsch, eine Trauung zu feiern, gehen.

Zahlen sprechen nicht für sich, sondern sind interpretationswürdige und interpretationsbedürftige Bedeutungsträger. Die Einbettung in ihren historischen, sozialen sowie kommunikativen Zusammenhang eröffnet Einblicke in die Lebensbedingungen, die hinter ihnen stehen. Hier kann nun nicht bereits mit empirischem Material auf die oben genannten Fragen geantwortet werden. Es können aber Hypothesen aufgebaut werden (vgl. Nord, Liebe, 2001).

Während meiner Zeit als Pfarrerin in einem Frankfurter Neubaugebiet, in das viele junge Paare zogen, konnte ich erfahren, dass es eine Ausnahme ist, dass sich ein Brautpaar zur Trauung anmeldet und sowohl die Braut als auch der Bräutigam evangelisch sind. In der überwiegenden Mehrheit der Fälle war eine bzw. einer der Brautleute vor Jahren aus der Kirche ausgetreten. In verschiedenen Fällen wurde davon erzählt, evangelisch konfirmiert und weiterhin religiös interessiert, aber gegenüber der Institution Kirche sei man doch höchst kritisch eingestellt zu sein. Einmal war die Braut in den neuen Bundesländern aufgewachsen und im bisherigen Lebensverlauf kaum mit Kirche in Kontakt gewesen. Hier gab es viele Fragen nach der religiösen Bedeutung der Trauung. Ich traf auf mehrere verheiratete Paare, die konfessionell getrennten Kirchen angehörten und die darüber verunsichert waren, was dies für eine Trauung bedeutet bzw. die es ablehnten, sich für eine Konfession entscheiden zu müssen, die die Trauung leitend durchführt. In einem Fall wünschte sich ein älteres Paar – er evangelisch und sie katholisch –, dass sie ohne standesamtliche Eheschließung getraut werden, was aus der Sicht des Staates durchaus möglich ist und von der römisch-katholischen Kirche auch als Möglichkeit in Betracht gezogen wird, während die evangelische Kirche diese Variante ablehnt. Mehrfach wurden Anfragen zur Taufe von Kindern gestellt, deren Eltern aus zwei verschiedenen religiösen Traditionen kamen. Sie selbst waren verheiratet, aber zogen gar nicht in Betracht, dass sie auch getraut werden könnten. So willigte ein Vater, selbst Buddhist, in die christliche Taufe seines Sohnes ein. Er folgte hier vor allem dem Wunsch seiner Frau, die in der evangelischen Jugendarbeit aktiv gewesen war und der die Taufe ihres gemeinsamen Sohnes viel bedeutete. In Gesprächen über die Möglichkeit zu einer Trauung traten außerdem Unsicherheiten zu Tage, die familiäre Konstellationen betrafen. Paare mit geschiedenen Eltern, die weiter im Streit lagen, fürchteten, dass dieser Tag für sie nicht harmonisch werden würde bzw. fragten sich, welche Energie es kosten würde, eine Variante zu finden, mit denen alle gut leben und feiern könnten.

Kurz gesagt, ist seit mehreren Jahrzehnten sowohl innerhalb als auch außerhalb von Kirche ein Prozess der Ausdifferenzierung von Lebensformen beobachtbar. Doch bislang haben diese noch kaum Auswirkungen auf die

Gestaltung der Trauung gehabt. Auch wenn die Segnung homosexueller Paare große Diskussionen ausgelöst hat, waren diese Diskussionen nicht auf die Ausdifferenzierung des Ritus selbst bezogen. Im Falle multireligiöser Paare oder auch eines Paares mit evangelischer Religionszugehörigkeit und mit der Zugehörigkeit zu einer humanistisch orientierten Weltanschauung entstehen jedoch genau in diesem Bereich der Gestaltung des Ritus noch einmal andere Fragen und Bedarfe. Grundsätzlich dürfte sich auch die persönliche Einstellung zum Akt der Trauung, die ein hohes Maß an Selbstdarstellung des Paares impliziert, auf die Bereitschaft auswirken, sich trauen lassen zu wollen. Man muss sich sozusagen schon sehr sicher sein, wenn man sich so exponiert zeigen will. Dabei lässt die in den vergangenen Jahrzehnten gestiegene Scheidungsrate kaum jemanden von sich sagen, selbst niemals in die Lage kommen zu können, von einer Scheidung betroffen zu sein. Dazu ist für viele noch immer die *Hochzeit in Weiß* das innere Bild für die Trauung. Wenn sie dieser Gestaltung persönlich, z. B. weil einer der beiden bereits schon einmal in weiß geheiratet hat und dies nicht zum zweiten Mal tun will, nicht zustimmen können, scheint der Weg zur Trauung erschwert oder sogar blockiert.

Defizitorientiert könnte man sagen, dass die Abnahme oder inzwischen die Stagnation von Eheschließungen und Trauungen Kennzeichen der Verfallsgeschichte einer gesellschaftlichen Institution ist, deren soziale Ordnungen sich im Zuge von Individualisierungs- und Enttraditionalisierungsprozessen auflösen (vgl. von Frank Schirrmacher bis Zygmunt Bauman). Wer so argumentiert, trägt allerdings allzu oft dazu bei, die Ehe zu idealisieren und die Schattenseiten der Ehe auszublenden. Wie viel Rechtssicherheit ist Frauen in den Ehen der letzten einhundertfünfzig Jahre tatsächlich zugekommen? Wie viel Glück und emotionale Erfüllung empfanden Männer und Frauen in einem System der Arbeitsteilung nach Geschlechtergrenzen und wie viel Bindungsfähigkeit konnten ihre Kinder im Vergleich zu heutigen Eheleuten und im Vergleich mit heutigen Kindern in Patchworkfamilien oder in Partnerschaften ohne Trauschein entwickeln? Internationale Frauenbewegungen haben ebenso wie historische Sozialforschungen darauf aufmerksam gemacht, dass die Ehe, die Rechtsgüter impliziert, mit vielen wirtschaftlichen und kulturellen Praktiken verbunden war, die insbesondere Frauen auf ein Leben aus zweiter Hand festlegte. Sie konnten nicht selbst entscheiden, ob sie erwerbstätig werden wollten, sie wurden mit der Perspektive zu heiraten von Berufsausbildungen und Studien ferngehalten, sie hatten kein Wahlrecht und anderes mehr. Das Thema Gewalt in der Familie wird zunehmend enttabuisiert. Die Ehe erscheint auch in dieser Hinsicht als eine ambivalente Lebensform. Zu der traditionsreichen Formulierung, dass die Ehe die Keimzelle der Gesellschaft sei und sie als gesellschaftliche Institution zu gelten habe, besteht heute weder ein gesellschaftlicher noch ein kirchlicher Konsens. Plädoyers,